

Walter Grasskamp

**Festrede zur Übergabe der Bibliothek Herzog Franz von Bayern zur Kunst der
Moderne an das Zentralinstitut für Kunstgeschichte München am 3. April 2009**

Die Gesellschaft der Bücher

Zur Botanik der Lesefrucht

Keins von den Büchern werde ich lesen.

*Ich erinnere mich
an die strohumflochtenen Stämme,
an die ungebrannten Ziegel in den Regalen.
Der Schmerz bleibt und die Bilder gehen.*

*Mein Alter will ich in der grünen Dämmerung
des Weins verbringen,
ohne Gespräch. Die Zinnteller knistern.*

*Beug dich über den Tisch! Im Schatten
Vergilbt die Karte von Portugal.*

Dieses Gedicht, Königliche Hoheit, sehr geehrter Herr Staatsminister, liebe Kollegen Sauerländer und Tegethoff, liebe Freunde und Förderer des Zentralinstituts, meine sehr geehrten Damen und Herren, dieses Gedicht stammt, da haben Sie jetzt nichts zu befürchten, nicht von mir.

Der große Lakoniker Günter Eich hat es geschrieben, vor rund fünfzig Jahren, und es ist das bibliotheksfeindlichste Gedicht, das sich finden ließ. Daher steht es gleich am Anfang, damit es danach langsam besser werden kann. Es heißt *Briefstelle* – ein Brief von wem und an wen? *Ich habe keine Wohnung, bloß ein Postfach, besuch mich da*, heißt es später in Eichs Prosa-Stücken *Maulwürfe*, und so schreibt nur jemand, der tatsächlich nicht mehr besucht werden möchte – aber offenbar auch nicht mehr lesen will. Warum?

Blumenberg

Hat Eich das Gedicht etwa in der Stimmung jenes Überdrusses geschrieben, die der Philosoph Hans Blumenberg gleich am Anfang seines Buches *Die Lesbarkeit der Welt* schildert? Ich zitiere auszugsweise: „Zwischen den Büchern und der Wirklichkeit ist eine alte Feindschaft gesetzt. Es gibt so etwas wie die Arroganz der Bücher durch ihre bloße Quantität, die schon nach einer gewissen Zeit schreibender Kultur den überwältigenden Eindruck erzeugt, hier müsse alles stehen. Dann wird mit einem Mal der Staub auf den Büchern sichtbar. Sie sind alt, stockfleckig, riechen modrig, sind eines vom anderen abgeschrieben. So entsteht aus Stickluft, Halbdunkel, Staub und Kurzsichtigkeit die Bücherwelt als Unnatur. Und gegen Unnatur sind allemal Jugendbewegungen gerichtet. Bis dann die Natur wieder in den Büchern steht.“ Was für eine Einführung in ein Buch über Bücher, denn das ist Blumenbergs Abhandlung *Die Lesbarkeit der Welt* ja vor allem! Was für eine Einführung in ein Buch, das vom Buch als Metapher der Welt handelt und von der Belesenheit seines Autors zeugt - und von dessen Bereitschaft, weitere Bücher zu schreiben! Da durfte ich mir wohl gleich zu Beginn Eichs *Briefstelle* herausnehmen!

Eich

Eich war um die fünfzig Jahre alt, als er sein Gedicht schrieb - kein Alter, sollte man meinen, um schon über das Alter nachzudenken, sei es auch ein vielversprechendes in *der grünen Dämmerung des Weins*. Freilich waren vor fünfzig Jahren die Menschen mit fünfzig Jahren älter als heute. Doch zu keiner Zeit ist fünfzig ein Alter gewesen, um das Lesen einzustellen - falls es ein solches Alter überhaupt gibt.

Eichs Verweigerung ist jedenfalls nicht von jenem Überdruß genährt, den Blumenberg in der Bibliotheksversion schildert, denn dieser Überdruß ist die *déformation professionnelle* des Gelehrten. Es ist auch nicht die Parole des Vitalismus, die von Blumenberg verspottete Lebensphilosophie der Jugendbewegten. Auch nicht jene Ratlosigkeit, die einen vor Umzügen befallen kann, wenn man seinen Besitzstand kritisch mustert und plötzlich eine Menge von Dingen im Verdacht hat, überflüssig zu sein - Ballast nicht nur des Umzugs, bei dem gerade Bücher ins Gewicht fallen, sondern auch des Lebens. Eichs Ankündigung ist weder heroisch noch banausisch; sie ist gravierender, denn sie verweigert Lektüre und Gespräch zugleich.

Quevedo

Daher bildet sie den größtmöglichen Kontrast zu einem Sonett, das von Büchern und vom Gespräch handelt und beide feiert. Es heißt *Aus dem Turm*, stammt von Francisco de Quevedo und preist den Rückzug unter die Bücher als ein Gespräch mit ihren Autoren. Ich zitiere hier die Übersetzung von Werner von Koppenfels:

*Fernab der Welt in meinem Einödfrieden,
Mit wenigen, weisen Büchern reich versehen,
Üb ich mich, mit den Toten umzugehen,
Und schauend lausche ich den Abgeschiedenen.*

*Nicht stets begriffen zwar, geöffnet immer,
Sind hilfreich sie dem eigenen Tun zu Willen,
Und kontrapunktische Musik der Stillen
Dringt in den Lebenstraum als wache Stimme.*

*Die großen, durch den Tod entrückten Seelen,
Läßt, Rächlerin der Zeit und ihrer Wunden,
Die weise Druckkunst aus dem Grab erstehen.*

*In unhaltbarer Flucht jagen die Stunden;
Doch jene soll allein ein Glücksstein zählen,
Die überm Lesen lernend uns gefunden.*

Dieser Lobpreis der Bücher wurde mehr als dreihundert Jahre vor Eichs Verweigerung geschrieben und ist dem Lieblingsaufenthalt Quevedos gewidmet, seinem Wohnturm am Rande der Sierra Morena.

Escucho con mis ojos a los muertos - wörtlich: *ich höre mit meinen Augen den Toten zu* – da geht es um Gespräch und Lektüre zugleich, wie bei Eich, aber im Unterschied zu diesem auf Empfang gestellt - wenn auch nicht ganz. Denn ein hoher Preis der Lektüre besteht ja meist auch darin, die um einen herum Lebenden auszuschließen – das ist das Einstiegs-thema des großen Essays *Tage des Lesens* von Marcel Proust.

Quevedos Bereitschaft zu einem Rückzug, der die Lebenden ausschließt, scheint freilich eine vorsätzliche zu sein und sich gegen diejenigen zu wenden, mit denen er beruflich zu tun hatte, die Höflinge Philipp III. und Philipp IV. Sie brachten Quevedo schließlich so in Verruf, daß er sein Alter, nicht, wie erhofft, auf seinem Turm verbrachte, sondern in mehrjähriger Haft in einer feuchten Zelle, wo er womöglich nicht einmal Bücher zur Hand hatte.

Als Hofmann soll Quevedo selber freilich auch wenig zimperlich gewesen sein, vielmehr das Spiel von Intrige und Diffamierung sehr gut beherrscht haben – Leser sind ja nicht automatisch gute Menschen, auch wenn wir heute mal, möglicherweise kontrafaktisch, davon ausgehen wollen, daß gute Menschen stets auch Leser sind.

Quevedo scheute jedenfalls kein noch so billiges Ressentiment, um seinem Konkurrenten im Feld der Lyrik, Luis de Góngora, die Ehre abzuschneiden, war also durchaus nicht nur der demütige Leser, zu dem er sich stilisiert. Das ist nicht mein Thema, aber es strahlt in dieses über. Man kann nämlich den Verdacht haben, daß wir es bei Quevedos schönen Turmgedicht auch mit einer Pose zu tun haben - mit der, wie man heute sagen würde, Selbstinszenierung eines Hofmanns als demütigem Leser der Klassiker, also, wenn man so will, mit einer Art Rollenlyrik.

Montaigne

Quevedos Selbstinszenierung in der Rolle des demütigen Lesers wird gerade im Kontrast zu Michel de Montaigne fragwürdig. Unter dessen *Essais* ist der *Über die Bücher* einer der schönsten: Nur wenige Jahrzehnte vor Quevedos Gedicht geschrieben, um 1580, liefert Montaignes Essay *Über die Bücher* in einer heute noch verblüffenden Kühnheit ein Beispiel für den selbstbewußten und aufgeklärten Umgang mit den Klassikern: Ohne sie in Bausch und Bogen zu verehren, wie Quevedo es zelebriert, rechnet Montaigne Verdienste und Versagen seiner Favoriten und Ungünstlinge kühl und unsentimental gegeneinander auf.

Wie nebenbei etablierte Montaigne in seinem Essay *Über die Bücher* eine moderne Praxis, die inzwischen, wie der Kunsthistorikertag gerade belegt hat, auch unser Fach beschäftigt, die *Kanonrevision*. So lobte er den Geschichtsschreiber Cäsar voller Bewunderung als den besten Vertreter dieser Zunft, gab aber auch seiner Verachtung für den „pestilenzialischen Ehrgeiz“ dieses Konsuls Ausdruck. Das sind, aus Montaignes Turm in der Dordogne, andere Töne als aus dem in der Sierra Morena; und letztlich sagen sie uns heute mehr.

Für Montaigne trifft das schöne Paradox zu, das Umberto Eco in seinem jüngstem, gerade erschienenen Buch *Die Kunst des Bücherliebens* aufgestellt hat: *Lesen hilft auch, den Büchern nicht zu glauben.*

Diätik des Lesens

Wenn Quevedo mit seiner Lektürefrömmigkeit auch in den Verdacht einer Pose gerät, so hat er mit der letzten Strophe seines Sonetts doch ein Motto geprägt, das jeder Bibliothek der Welt gut zu Gesicht stünde, etwa als Supraporte. Ich zitiere die Übersetzung von Karl August Horst, die mir hier besser gefällt:

*Unwiderruflich flieht die Zeit dahin:
Jedoch wer lesend sich und forschend bildet,
Dem bringt sie noch am ehesten Gewinn.*

Es ist das *forschende Lesen*, das der Übersetzer Karl August Horst pointiert, und dieses zeichnet sich dadurch aus, daß man ein Buch mit einer Frage in die Hand nimmt, die es

beantworten soll. Das mag banal klingen, ist es aber nicht: seit Plato durchzieht die Moralistik des Lesens die Mahnung, daß man Bücher nur als Instrument zur Hand nehmen soll und ihre Lektüre kein Selbstzweck werden dürfe, ansonsten man darüber womöglich die Welt vergäße mit all ihren Herausforderungen, Pflichten und Vergnügungen. Das war natürlich vor allem gegen die Dichtung gerichtet, und so kulminierte die Warnung vor den Büchern noch einmal im 18. Jahrhundert im Kampf der Volkserzieher gegen das - in der Tat - süchtig machende Lesen von Romanen.

Es gibt jedenfalls eine über 2000 Jahre alte Diätik des Lesens, eine Ernährungslehre des Geistes, und sie besteht in der Verteidigung des Lebens gegen das Lesen. Überlebt hat sie freilich nur in Büchern.

Auch den großen Aufklärer Georg Christoph Lichtenberg hat diese Grenzvermessung von Lesen und Leben beschäftigt. In seinen *Aphorismen* taucht das Thema so häufig auf, daß man vermuten darf, es war auch eines seines eigenen Lebens. Seinen eigenen Lesern kam Lichtenberg jedenfalls weit entgegen, indem er ihnen die Resultate seines scharfsinnigen Nachdenkens schlank und pur, ohne Vor- oder Nachworte, Fußnoten oder Bibliografien präsentierte: als *Pfennigswahrheiten*.

Kitaj

Nur Bücher zu lesen, an die man eine Frage gestellt hat, ist ja letztlich auch keine Lösung. Mir persönlich sind in der Fachliteratur ohnehin immer diejenigen Bücher am liebsten gewesen, über deren Lektüre ich völlig vergessen konnte, mit welcher Frage ich sie eigentlich aus dem Regal gezogen hatte. Und Kunstbücher haben einen großen Vorteil: Es sind Bilder darin. Es geht also nicht immer nur ums Lesen, sondern auch ums Schauen, selbst dann, wenn man dabei über die *Lesbarkeit der Kunst* nachdenkt, wie es Andreas Beyer einmal in einem beziehungsreich und glücklich gewählten Buchtitel formuliert hat. Und sollte es einmal gar um die Lesbarkeit eines *Kunstbuches* nicht gut bestellt sein, was vorkommt, dann kann man immer noch die Bilder genießen.

Denn *manche Bücher haben Bilder, und manche Bilder haben Bücher*, wie es der *pictor doctus* Ronald B. Kitaj einmal formuliert hat: *Some books have pictures and some pictures have books*. Das könnte in meiner kleinen Sammlung von Bibliothekslyrik glatt als Haiku durchgehen, denn es pointiert das Verhältnis von Bild und Buch in strukturalistischer Stenografie, gibt es doch tatsächlich Bilder, die Bücher für sich allein haben - die im Fischer Verlag erschienene Taschenbuchreihe *Kunststück* war ein schönes Beispiel dafür. Kitaj hat übrigens eine Mappe von Druckgrafiken den Lieblingstiteln seiner Bibliothek gewidmet und damit den vielleicht schönsten unter allen lyrischen Versuchen über die Bibliothek geschaffen: *In Our Time - Covers for a Small Library After the Life for the Most Part*.

Borges

Wenn forschendes Lesen heißen soll, ein Buch mit einer Frage aus dem Regal zu ziehen, dann findet man über dessen Lektüre natürlich stets zu neuen Fragen und kann schließlich in eine Spirale der Lektüren geraten, bis man sich nur noch um sich selber dreht, so daß man zum Schluß aus der Forschungslücke, in die man gefallen war, nicht mehr aus eigener Kraft herausfindet - das klassische Dilemma schlecht betreuter Doktoranden.

Die finden sich dann in der Horrorversion der Bibliothek wieder, die der vielleicht größte Leser unter den Dichtern, der gleich als Leser maskierte Erzähler Jorge Luis Borges, zum Thema seiner Erzählung *Die Bibliothek von Babel* gemacht hat - einer Vision, die noch den akuten Größenwahn von *google* in den Schatten stellt.

Jedoch wäre Lektüre-Enthaltensamkeit ein schlechter Rat für Doktoranden und Forscher, denn für sie ist das Lesen eine Profession und manchmal sogar eine Leidenschaft: Was für den Mönch die Meditation, ist für den Gelehrten die Konzentration - eine aus der Mode geratene Übung mit manchmal tatsächlich ausbalancierender Wirkung. Hat man sie gerade absolviert, dann kann es tatsächlich so aussehen, wie es Gert Mattenklott in seinem schönen Essay über das *Lesefieber* einmal formuliert hat, daß nämlich *Leser immer so aussehen, als kämen sie von ganz weit her.*

Meine Damen und Herren: *Ich zitiere wie Espenlaub*, um ein weiteres Mal aus den *Maulwürfen* von Günter Eich zu zitieren, *ich zitiere wie Espenlaub* - aber wie anders will man über eine Bibliothek und in einer Bibliothek reden als in Zitaten? Je größer die Zahl der Bücher ist, die einen umgeben, umso geringer fällt ja die Wahrscheinlichkeit aus, unter ihnen stehend, etwas Neues sagen zu können.

Zeughaus

Nun geht es in den Büchern, die heute der Bibliothek des Zentralinstituts offiziell übergeben werden, um solche, in denen Neues stehen *muß*, handeln sie doch von der modernen und von der aktuellen Kunst. An diesen Büchern ist jedenfalls, davon habe ich mich überzeugt, nichts stockfleckig oder modrig, wie Blumenberg ironisch bemängelte, sie sind vielmehr in *mint condition* und eine rechte Freude anzusehen und anzufassen. Es mag in ihnen einiges von anderen Büchern abgeschrieben worden sein, aber auch das gehört zur Verbreitung des Wissens und wäre in jedem Fall nicht die Schuld des Sammlers.

Wollte man die Rolle dieser Bücher charakterisieren, die heute, dank Ihrer *liberalitas*, Königliche Hoheit - denn diese gern als bayerisch ausgegebene Tugend hieß ja ursprünglich vor allem Großzügigkeit - wenn man also die Rolle der Privatbibliothek beschreiben möchte, die heute offiziell in dieses Haus gegeben wird, dann kommt ihr vielleicht die Bedeutung zu, die im höfischen Kontext einst das Zeughaus hatte.

Denn wer es erlebt hat, berichtet noch heute mit größtem Respekt davon, wie Sie sich in den 1970er Jahren, als in München der Kampf um die moderne Kunst – ja, tobte kann man jetzt kaum sagen, denn das wäre etwas ganz und gar Unmünchenerisches (außerhalb der Allianzarena); sagen wir also: als in München der Kampf um die moderne Kunst granatete und haderte, stichelte und stocherte - wer das erlebt hat, weiß noch heute zu schätzen, wie Sie mit Ihrer profilierten Kunstsammlung und deren Stiftung, vor allem aber durch Ihre persönliche Unterstützung des Galerievereins mit dafür gesorgt haben, daß die dunklen Wolken dieser geistigen Umnachtung über Stadt und Land sich schließlich verzogen haben.

Aus denen hatte es zuletzt ja ganz schön herabgehagelt, zumal auf den damaligen Direktor des Lenbachhauses, Armin Zweite, der nun seine triumphale Rückkehr in seiner schönen Pinakothek der Postmoderne genießen kann.

In jenen Zeiten muß Ihnen Ihre Bibliothek auch als Zeughaus gedient haben und so benutzt worden sein, wie Uwe M. Schneede es einmal für seine – und damit auch Ihre – Generation beschrieben hat, nämlich zur Rückversicherung: *Irritiert von Sedlmayrs „Verlust der Mitte“ suchte man Gewißheit bei Haftmanns „Malerei im 20. Jahrhundert“*. Uwe M. Schneedes – aus dem Gedächtnis zitierte - Bemerkung ist eine schöne Vignette aus der Zeit, als Kunstbücher noch eine moralische Bedeutung hatten.

Ihre Bibliothek zur modernen und lange Zeit umstrittenen Kunst kommt als eine eigene Abteilung in ein Haus, das auf seine Weise ja auch ein Zeughaus ist - eine Rüstkammer der Waffen des Geistes und ein Museum ihrer Weiterentwicklung: Wie in einem richtigen Zeughaus die aus der Mode gekommenen Waffen, sind hier auch die Zeugnisse fachlicher

Fehden aufbewahrt, die einst über Jahrzehnte erbittert ausgetragen und dann entweder durch Desinteresse oder Dialektik entschieden wurden.

In diesem Zeughaus bietet Ihre Bibliothek nun das beste Rüstzeug, wenn es daran geht, die lange umstrittene Moderne einer entspannten Kanonrevision zu unterziehen, also, wie es Werner Hofmann vor zehn Jahren in einem einschlägigen Buchtitel formuliert hat, *Die Moderne im Rückspiegel* zu betrachten – während des Weiterfahrens sich noch einmal Gewißheit darüber zu verschaffen, an welchen Orten man Halt gemacht hatte, welche man zurecht gelobt und welche man überschätzt hatte. Für diese Kanonrevision der Moderne ist Ihre Bibliothek ein idealer Kristallisationskern.

Treibsatz

Für das Zentralinstitut ist Ihre Stiftung allerdings auch eine dialektische Herausforderung: Es erhält eine Fülle neuer Möglichkeiten, stößt aber an die Grenzen seiner Räumlichkeiten. Bibliotheken sind ja, wie Museen, auf Zuwachs angelegt, und daher raumgreifende Institutionen - nur wird allgemein weniger für den Raumbedarf der schmalen Bücher getan als für die immer größer werdenden Bilder und raumgreifenden Installationen, für die sich im Kuratorddeutsch die Bezeichnung *museum size* eingebürgert hat. Je größer die Museen gebaut werden - dieses Gesetz gilt seit der Errichtung des *Museums of Modern Art* – desto größer werden dann auch die Kunstwerke!

Freilich könnte diese Bibliothek, und mit ihr das ganze Zentralinstitut, davon profitieren, daß – nicht zuletzt dank Ihres Engagements, sehr verehrter Herr Staatsminister - nun wieder der Neubau für die Staatliche Graphische Sammlung zum Thema geworden ist und damit in diesem Hause Platz frei würde.

Es wäre aber natürlich eine Verkennung der Hierarchien, wenn man Bibliotheken als Nachrücker betrachten wollte. Denn schon in den Kunst- und Wunderkammern bildeten die Bibliotheken das *Zentrum* der Sammlungen - noch im 19. Jahrhundert kündete Gustav Klemms Sammlungsgeschichte vom Vorrang des Wissens über das Zeigen, des Lesens über das Sehen. Erst unsere eventselige und ikonophile Zeit hat die Reihenfolge verkehrt. Es geht daher, wie ich meine, nicht nur darum, die hiesige Museumslandschaft neu aufzustellen - wofür schon entscheidende Weichen gestellt und überzeugende Lösungen gefunden und geradezu glamouröse Fakten geschaffen worden sind - es geht auch um die hiesige *Forschungslandschaft*, in der das Zentralinstitut für Kunstgeschichte, seinem Namen entsprechend, eine zentrale Bedeutung hat, die auch ausbaufähig ist.

In Berlin, wo man, nicht zuletzt im Zeichen des Humboldt-Forums, die Vernetzung der reichhaltigen Forschungslandschaft von Archiven und Instituten, Kollegs und freien Akademien schon länger diskutiert, wird sogar, wie man der heutigen *Süddeutschen Zeitung* entnehmen kann, für die Zentralbibliothek ein eigener Neubau geplant!

In der hiesigen Zentralbibliothek wird der Platzbedarf jedenfalls nicht weniger werden, nur weil *google* megawildert, der *Kindle* erfunden worden ist und das *e-book* von sich reden macht. Denn anders als kürzlich in einer Frankfurter Zeitung gemeldet, ist Bücherland noch nicht abgebrannt und eine Bibliothek kein Schattenreich: Die Malerei hat, anders als vorhergesagt, die Fotografie überlebt; die Zeitung das Radio; das Kino das Fernsehen und das Museum das Kunstbuch – freilich haben sich alle dabei ziemlich verändert!

So dürfte auch das Buch seine elektronischen Derivate überleben und von der Konkurrenz profitieren – aber eben auch Platz brauchen. Und erst im Raum drückt sich der Respekt aus, dem wir dem tradierten Wissen tatsächlich zollen.

Simic

Jetzt habe ich mich zum Schluß weit aus einem Fenster gehängt, hinter dem ich gar nicht wohne, aber die Gelegenheit war zu günstig. Ich höre nun auf zu politisieren, wofür die Bücher allerdings auch erfunden worden sind, und schließe mit dem letzten und schönsten Bibliotheksgedicht ab.

Es stammt von Charles Simic, dem in Serbien geborenen amerikanischen Lyriker, und es ist das bibliotheksfreundlichste Gedicht, das ich kenne. Es ist Octavio Paz gewidmet, aber man könnte es allen Bibliothekarinnen und Bibliothekaren der Welt widmen - denn es ist auch ein Gedicht über sie – und natürlich den Büchersammlern, die Ihre Sammlungen öffentlich machen. Ich freue mich daher, Ihnen am Schluß meiner kleinen Botanik der Lesefrucht dieses Gedicht in der Übersetzung von niemand geringerem als Hans Magnus Enzensberger vorlesen zu können:

In der Bibliothek

*Es gibt ein Buch, das heißt
Die Enzyklopädie der Engel.
Fünfzig Jahre lang hat es niemand geöffnet.
Das weiß ich genau, denn als ich es aufschlug,
knackte es in den Deckeln, und die Seiten
fielen auseinander. Dort entdeckte ich,*

*daß die Engel einst zahlreich waren
wie die Unterarten der Fliegen.
In der Dämmerung wimmelte
Der Himmel von ihnen.
Man mußte mit den Armen rudern,
um sie abzuhalten.*

*Jetzt scheint die Sonne
durch die hohen Fenster.
Die Bibliothek ist ganz still.
Engel und Götter lauern
in dunklen, nie geöffneten Büchern.
Das große Geheimnis steht
auf irgendeinem Regal, und Miss Jones
geht dreimal am Tag daran vorbei.*

*Sie ist so groß, daß sie den Kopf
immer seitwärts beugt, als lausche sie.
Die Bücher flüstern.
Ich höre nichts, aber sie versteht alles.*